

FELIX SALTEN

Aus den Anfängen Erinnerungsskizzen

I.

Der erste Mensch, den ich aus den Kreisen der jungen Dichter kennenlernte, war Felix Dörmann. Das geschah um die Mitte der achtziger Jahre und wir beide sind fast noch Kinder gewesen. In der Kreuzgasse zu Währing gab es damals eine Familie, bei der ich viel verkehrte, denn die Haus-tochter, ein blühender Halbwuchs, übte mächtige Anziehungskraft. Sie hat pünktlich und wie sich gehört Mizzi geheißen, sie war in der strotzenden Fülle ihrer dreizehn Jahre nach meinen damaligen Begriffen eine liebenswerte Schönheit. Als ich mich einmal dem Hause näherte, stand sie am Fenster und neben ihr ein Jüngling mit großen Augen und spöttisch verzogenem Mund. Meine ganze Eifersucht erwachte, doch sie legte sich sehr bald wieder, denn dieser Jüngling, Felix Dörmann, ein Vetter von Mizzi, schien über derartige platonische Schwärmereien längst hinaus zu sein. Dörmann gewann so viel Einfluß auf mich, daß ich bald den Mizzi-Weg in die Kreuzgasse vergaß und viele Stunden bei Dörmann in seiner Wohnung verhockte, weil nicht nur er selbst, sondern auch diese seltsame Wohnung im Zwischengeschoß eines alten Palais der Schenkenstraße geradezu magischen Zauber auf mich übte.

Leidenschaftlich von mir bewundert, war Dörmann bald nachher dabei, jenen Gedichtband zu vollenden, der unter dem Titel „Neurotika“ großen Erfolg errang. Das war im übrigen einer der allerersten großen Erfolge des damaligen „Jungen Wien“. Georg Brandes schrieb einen Artikel über „Neurotika“

und über Felix Dörmann. Marie Herzfeld und noch viele andere Kritiker hohen Ranges beschäftigten sich mit den leidenschaftlichen Versen und ihrem Dichter, der dann allerdings glühende Leidenschaft auch im Leben darzustellen begann. Er stand allzu sieghaft im Mittelpunkt der sich ihm zuwendenden Aufmerksamkeit, fand rasch den Weg zur geistig interessierten Feudalaristokratie und als die Fürstin Pauline Metternich zusammen mit Baron Bourgoing, mit dem Direktor Jauner und anderen Persönlichkeiten die überaus glänzende Theater- und Musikausstellung veranstaltete, wurde Felix Dörmann der artistische Ausstellungssekretär. Damals ging sein Leben in einem wahren Taumel vor sich. Arthur Schnitzler sagte ihm einmal, als er spät nachts an unserem Tische erschien: „Dörmann, wie sehen Sie doch literarhistorisch aus!“

Dörmann war es übrigens, der sich aus dem Kreise der Dichter, aus dem Gebiet der Dichtung und aus der Gloriole seines frühen Ruhmes entfernt hat.

II.

In der kleinen Redaktionsstube des Unterhaltungsblattes, das, soviel ich mich erinnere, den Titel „Die schöne blaue Donau“ geführt hat, — es ist aber auch möglich, daß der Titel „An der schönen blauen Donau“ hieß — in dieser kleinen Redaktionsstube saß Dr. Paul Goldmann, der für alle modernen dichterischen Bestrebungen sehr viel Verständnis und für alle jungen und noch jüngeren Leute ein überaus angenehmes Wohlwollen bezeugte. Auf seinem Tisch sah ich einmal eine Visitenkarte und las mit ehrfürchtigem Erschauern den Namen Marco Brociner. „Ja, mein Lieber“, sagte Goldmann halb scherzhaft, halb im Ernst, „um diese großen Herren muß man sich besondere Mühe geben.“

Ein anderes Mal traf ich dort einen jungen Mann, dessen strahlende Schönheit, von einem unbeschreiblichen Ausdruck geistiger Kraft und menschlicher Güte erhöht, mich sofort gefangennahm. Das war Arthur Schnitzler. Wir gingen zusammen fort und von diesem Tag an begann unsere Freundschaft.

Die freie, sehr oft zum Spöttischen geneigte Art Schnitzlers, über Gott und Menschen zu reden, war mir fremd und fesselte mich aufs höchste. Daß Schnitzler um sieben Jahre mehr zählte als ich, machte damals eine ungeheure Differenz aus. Er war reif, erfahren, zudem in einer gesellschaftlich und materiell bevorzugten Stellung, doch er litt als Arzt, namentlich aber als Assistent seines Vaters an der Poliklinik sehr stark unter dem Druck dieser Berufspflichten. An der Ambulanz der Poliklinik war ich oft Zeuge der hypnotischen Versuche, die Arthur Schnitzler mit den Patienten anstellte. Ich stand dabei, als er eine Nasenoperation an einem jungen Mädchen ausführte, die furchtbar schmerzhaft gewesen sein muß. Das Mädchen saß, von Schnitzler in hypnotischen Schlaf versenkt, und während er ihr mit glühendem Draht in die Nase fuhr, suggerierte er ihr: „Sie halten jetzt ein Veilchenbukett und atmen den starken Duft.“ Das Mädchen, das heftig blutete, zog gehorsam den Atem ein und seufzte entzückt ein „Ah“ um das andere. Nachdem die Blutung gestillt war, befahl Schnitzler dem Mädchen: „Sie werden jetzt aufwachen, keine Schmerzen haben und den Duft der Veilchen noch lange mit Genuß verspüren.“ Das geschah denn auch und die Arme entfernte sich, indem sie wahrscheinlich die Nasentampons für Veilchen hielt. Dann wohnte ich auch der Ausführung eines posthypnotischen Befehls bei. Schnitzler hatte ein schmales, kleines Lineal im Vorraum auf das Fensterbrett gelegt. Der Frauensperson, der er die Mandeln operierte, befahl er: „Sie werden jetzt von hier fortgehen, beim Schottentor umkehren, zurückkommen, den Dolch, der im Vorzimmer draußen auf dem Fensterbrett liegt, ergreifen und ihn dem Herrn Dr. Hajek in den Rücken stoßen!“ Die junge Frau entfernte sich, aber nach etwa zwanzig Minuten kam sie wieder, hatte mit allen Zeichen furchtbarer Erregtheit das Lineal in der Faust, schlich wahrhaftig wie eine Mörderin in den Saal, suchte mit schuldbeußten, tückischen Augen den Dr. Hajek, pirschte sich fast ganz in seine Nähe — da wurde sie von Schnitzler angerufen: „Erwachen Sie!“, ließ das Lineal fallen, blickte ganz verdutzt, offenbar auch unendlich erleichtert umher und rannte kopf-

schüttelnd mit verlegenem Lachen davon. Es war bei diesem seltsamen Schauspiel mit aller Deutlichkeit zu beobachten, wie aus einem harmlosen Menschen ein Verbrecher und wie aus diesem durch Suggestion zum Verbrecher gewordenen wieder ein harmloser Mensch zum Vorschein kommt.

III.

Der Treffort für alle Jungwiener Literaten war das Café Griensteidl auf dem Michaelerplatz. Dorthin kam aus Brünn E. M. Kafka, ein reicher junger Mann, sehr gutartig, von allen literarischen Bestrebungen andauernd freudig bewegt, der sich durch die Herausgabe der Monatsschrift „Moderne Dichtung“ in den Dienst des jugendlichen Strebens aller stellte. Hermann Bahr, eben aus Paris zurückgekehrt, gesellte sich zu uns. Er trug ganz die Tracht eines Montmartre-Menschen, Pepita-Beinkleider, Sakko aus braunem Samt und dazu den Zylinder. Er regte alle auf und regte alle an durch die Verwegenheit seines Geistes, der in Wort und Schrift nur so Funken spritzte. Ein Artikel Bahrs in der „Modernen Dichtung“ schloß mit den Worten: „Wir wollen lieber unsere Weiber ins Grüne treiben.“ Ja, das wollten wir gewiß, wenn auch manche von uns gar nicht wußten, woher sie Weiber nehmen sollten. Richard Beer-Hofmann stieß eines Tages zu uns. Seine Kleidung war von einer exzessiven Noblesse, von einer mit subtilstem Geschmack ausgesuchten Eleganz, die immer etwas leise Herausforderndes hatte. Er trug jeden Tag eine andere stimmungsmäßig und raffiniert gewählte Knopflochblume. Er war (und ist es geblieben) von einer derartig hinreißenden Beredsamkeit, von einem so durch und durch dringenden lichtvollen Geist, daß ich ihm damals den Titel „Mäzen des Verstehens“ gab. Selbst schreiben schien er im Anfang gar nicht zu wollen, ja es schien, als sei er sich dafür zu kostbar. Sein erster Essay galt später Maximilian Harden, der um jene Zeit in der „Nation“ unter dem Decknamen Apostata Aufsehen zu erregen begann. Seine erste Novelle „Camelias“ wurde von uns allen wie ein seltsamer Edelstein bewundert. Die Begeisterung von uns allen aber errang Loris, der noch

nicht sechzehnjährige Gymnasiast Hugo v. Hofmannsthal, der den Einakter in Versen „Gestern“ geschrieben hat. Nicht nur die formale musikalisch klingende Sprachschönheit Hofmannsthal'scher Verse, auch ihr tiefsinniger Gedankeninhalt wirkte auf uns wie eine Art von edlem Rausch. Ich erinnere mich noch vieler Spaziergänge mit Arthur Schnitzler durch den Wienerwald und in den Wäldern bei Mödling, auf welchen Spaziergängen Schnitzler ebenso wie ich beständig diese Verse deklamierten und des Genießens daran kein Ende fanden.

IV.

Inmitten dieser meiner Freunde, die alle wohlhabend und sorglos leben konnten, die sich Reisen nach Venedig, nach Paris und Sommeraufenthalt im Salzkammergut gestatten durften, war ich darauf angewiesen, meinen Unterhalt sowie den Unterhalt meiner Eltern und Geschwister durch Arbeiten in der Tagespresse zu verdienen. Der bessere Teil meiner Existenz aber lag in der Gemeinschaft mit diesen Freunden, die mir wunderbare Menschen schienen und die zum allergrößten Teil auch wunderbare Menschen gewesen sind. Die schönsten Stunden habe ich mit ihnen nicht bloß im Café Griensteidl verlebt, wo ja übrigens so viel andere sich anschlossen, sondern auf Spaziergängen, ganz besonders aber, wenn wir bei Arthur Schnitzler oder bei Richard Beer-Hofmann uns zusammenfanden. Ich war in den allerersten Jahren Redakteur der „Allgemeinen Kunstchronik“, die seither längst verschwunden ist. In dieser Stellung, in der ich das Buchreferat neben anderen Arbeiten führte, lernte ich den Baron Karl Torrensani kennen, den ehemaligen Rittmeister und Inhaber des Maria Theresien-Ordens, der außerordentlich flotte, humorvoll lebendige Romane geschrieben hatte. Sie spielten unter Kavalleristen oder auf österreichischen Schlössern. Ferner machte ich die Bekanntschaft des Ehepaares Gundaccar und Berta v. Suttner. Mit Berta v. Suttner verband mich bis an ihr Ende herzliche Freundschaft. Einmal sagte sie in ihrem Salon ganz unvermittelt mitten in einem Gespräch, an mir vorbei zu einigen Damen: „Merkwürdig, der Salten hält mich für

ganz talentlos, aber trotzdem mag ich ihn sehr gern und trotzdem ist er mein Freund.“ Den Widerspruch, den ich versuchte, ließ sie gar nicht aufkommen. Auch Marie von Ebner-Eschenbach lernte ich damals kennen. Sie erzählte mir folgende Anekdote, die freilich seither von einigen Historikern bezweifelt wird, an der aber doch wohl etwas Wahres gewesen sein muß. Das war während eines Gespräches über das Kaiserhaus und da sagte die Ebner-Eschenbach in ihrer sanften, klaren Art: „Eines muß man diesen Leuten aber doch lassen — Mut haben sie! Stellen Sie sich vor, daß der Kaiser Ferdinand, als ihn während der Revolution von 48 der Nachfolger Metternichs zu einer Ausfahrt durch die Straßen Wiens gezwungen hatte, kurz bevor er in den Wagen stieg, die Sterbesakramente nahm! Freilich, wie er dann im Wagen saß, bekam er einen seiner Wutanfälle und der Adjutant, der ihm gegenüber Platz genommen hatte, erwischte die gestikulierend herumfuchtelnden Hände des Kaisers und drückte sie in dessen Schoß nieder, indem er sich vorneigend den Kaiser beschwor, doch im Angesicht des Volkes Ruhe zu bewahren. Indessen hatte der Wagen die Hofburg verlassen und war zwischen Burgtheater und der Häuserfront bis zur Michaelerkirche gelangt. Der Kaiser, der den Adjutanten fortwährend angeknurrt hatte ‚Lassen S' mi' aus' rief jetzt, ‚Lassen S' mi' aus, i muuß a Kreuz schlag'n'. Darauf gab der Adjutant selbstverständlich den Kaiser frei und erhielt von diesem im selben Augenblick eine schallende Ohrfeige.“

Hofmannsthal brachte mir in die Redaktion der „Kunstchronik“ einen Sommerartikel über Salzburg, den er mündlich sein „Salzburger Nockerl“ nannte. Damals war ein Feuilleton von mir in der „Frankfurter Zeitung“ erschienen und Hofmannsthal besprach planmäßig wie ein Stratege die Notwendigkeit, alle großen Zeitungen zu erobern und die alten Herren, die Gegner der jungen Literatur, überall von den ersten Plätzen in den führenden Blättern zu verdrängen. Ein Plan, der nun allerdings niemals zur Ausführung gelangt ist, dessen Absichten sich vielmehr auf dem Weg natürlicher Entwicklung von selbst erfüllten.

V.

Es verstand sich beinahe von selbst, daß nach dem großen Erfolg der Berliner Freien Bühne auch in Wien eine Freie Bühne gegründet werden mußte. E. M. Kafka stand an ihrer Spitze, Dr. Joachim war Geschäftsführer, Hermann Bahr, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Schnitzler und ich saßen im Vorstand. Die erste Aufführung sollte im Rudolfsheimer Theater, also beim Schwender, stattfinden. Wir wollten von Maeterlinck „L'Intruse“ und „Les Aveugles“ spielen. Vor Beginn aber erschien ein Polizeikommissär und verbot die Aufführung. Großer Schrecken. Warum? Der Polizeizensur waren die Bücher nicht vorgelegt worden. So frei aber, daß man Stücke aufführen konnte, ohne daß der Zensor sie vorher gelesen hatte, so frei war damals keine noch so „Freie Bühne“. Der Schuldige war ich. Mir war die Aufgabe zugewiesen, die Bücher der Zensur zu übergeben und ich hatte das ganz vergessen. „Auf unhörbaren Sohlen“ entwich ich aus dem Theater und entzog mich den stürmischen Vorwürfen. Die Sensation aber, die das Polizeiverbot in ganz Wien erregte, schlug zum Segen unserer Freien Bühne aus. Es zeigte sich, daß der kleine Saal in Rudolfsheim den Zudrang der Neugierigen gar nicht zu fassen vermochte und wir übersiedelten in die Josefstadt, wo dann die Aufführung glanzvoll vor sich ging, nachdem zuerst Hermann Bahr eine zündende, von rebellischer Ironie gegen die Behörde durchfunkelte Ansprache gehalten hatte.

VI.

Besuche im Kaffeehaus. Otto Erich Hartleben kam und trat in einem sonderbaren Kostüm an unseren Tisch. Er hatte einen Smoking, ein Jägerhemd, einen Zelluloidkragen, eine knallrote Krawatte, die wie ein breiter Blutstreifen bis zum Gürtel hinunter rann, er trug gelbe Flanellhosen und weiße Strandschuhe. Dreist und gottesfürchtig erklärte er: „Das ist die am meisten praktische Reisetoylette für einen Herrn. Da ist man immer gesellschaftsfähig, ist immer sowohl für den Salon wie für das Coupé und für die Promenade angezogen.“ In unsere

Heiterkeit stimmte er unbefangen mit ein und es ist keineswegs entschieden, ob er wirklich an die allumfassende Tauglichkeit seiner Kleidung geglaubt oder aus der Not nur eine Tugend gemacht hat. Felix Holländer erschien und mußte sich gefallen lassen, daß man ihn wegen einer Redewendung in seinem Roman zur Rede stellte. Er hatte nämlich geschrieben, draußen sei ein so miserables Wetter gewesen, daß man keinen Hund vom Ofen locken konnte. Ihm wurde auseinandergesetzt, daß er hier zwei Redensarten widersinnig zusammengebunden hätte. Wenn schlechtes Wetter sei, wolle man nicht einmal einen Hund hinausjagen. Und das vom Ofen locken habe einen andern, so ziemlich bekannten Sinn. Holländer hörte diese Erklärung sehr verblüfft an und erwiderte darauf nur das eine: „Ich bin trotzdem ein Dichter!“

Michael Georg Conrad, der alte Vorkämpfer des Naturalismus, war aus München eingetroffen und hielt der ganzen Tafelrunde sehr interessante Vorträge. In einer Pause klang eine hohe Stimme und sagte österreichisch verbindlich gefärbt, aber doch sehr herrisch entschieden: „Wie kommt denn das, Herr Doktor — Sie reden da lauter so g'scheite Sachen und was Sie schreiben, ist alles so langweilig?“ Allgemeines Verstummen. Michael Georg Conrad, ins Herz getroffen, fragte seinen Nachbarn leise, wer denn dieser Jüngling eigentlich sei und als man ihm antwortete, das wäre ja eben Loris, streckte ihm Dr. Conrad lachend die Hand entgegen und so löste sich der Zwischenfall in Freundlichkeit auf.

Ein sonderbarer Kauz tauchte auf, dessen Namen hier ungenannt bleibe. Er stellte sich jedem einzelnen vor, wobei er niemals versäumte, erläuternd hinzuzufügen: „Mein Platz in der Literaturgeschichte ist gesichert — ich bin der Biograph von Michael Georg Conrad.“ Damit zog er jedesmal ein kleines Heftchen aus der Brusttasche, dünner noch als die alten Postbüchel und überreichte es der neuen Bekanntschaft. Dieser Mann prahlte sehr viel und erzählte uns, er habe eben eine Orientreise hinter sich. Auf die Frage, wie weit er denn in den Orient gekommen sei, antwortete er großartig: „Bis Semlin!“ Und er berichtete, er habe herrliche Andenken von die-

ser Reise mitgebracht. Es ergab sich, daß er das Horn eines ungarischen Ochsen und eine buntbemalte Kürbisflasche besaß. Er setzte uns auseinander, daß er nun reif zum Heiraten sei und er begründete das folgendermaßen: „Ich bin in allen vornehmen Restaurants von Paris und Berlin gewesen — Stammgast bitte! — ich habe (er nannte den Namen einer Tänzerin mittleren Ranges) die so und so gehabt — ich habe die Syphilis überstanden — was bleibt mir von den Genüssen des Daseins noch zu erhoffen?“ Dieser Mann, den keiner von uns vorher gekannt, von dem keiner je etwas gelesen hatte, brach wiederholt in den klagenden Ruf aus: „Was ist der Ruhm! Manchmal komme ich in eine Gesellschaft, in der man nichts von mir gehört hat.“ Der Ruf dieses Exemplares verbreitete sich im Café Griensteidl. Der Zudrang an unsern Tisch wurde größer und größer, so daß wir in das Zimmer nach dem Billardsaal übersiedeln mußten, das für die Menge der Kiebitze kaum ausreichte. Der Zeichner Hans Schließmann hatte auch von dem komischen Gesellen gehört, den ich jetzt Plempke nennen will und es kam der Abend, an welchem der immer heftige und explosive Schließmann in das Zimmer stürzte, sich mit wilden, rollenden Augen umsah und laut aufschrie: „Wo is' der Plempke!“ Zuerst verlegenes Schweigen. Der Mann, der hier Plempke heißt, stand ein wenig unsicher und ratlos auf, doch wir übernahmen die Vorstellung, worauf Plempke sofort seine gewöhnliche Bemerkung hinzufügte: „Mein Platz in der Literaturgeschichte usw.“ Er war sichtlich geschmeichelt, den damals sehr berühmten Zeichner Schließmann kennenzulernen, der natürlich ziemlich verblüfft dastand und nicht recht wußte, was er sagen sollte. Auch Herr Plempke gab Zeichen einer starken Unsicherheit von sich. Doch wir beruhigten ihn mit dem Hinweis, daß er sich über die Unzuverlässigkeit seines Ruhmes zu täuschen scheine. Schließmann habe gehört, daß Plempke in Wien sei und er wäre vor Ungeduld vergangen, den Biographen Michael Georg Conrads kennenzulernen. Plempke war überzeugt von der Wahrheit unserer Erklärungen und wurde nur noch stolzer als zuvor.

Unserem Kreise schlossen sich, gewissermaßen als genäschi-
ge Beobachter, die verschiedensten Leute an. Von den einen
wurden wir sehr ernst genommen, von den andern aber mit
echt wienerischer Ironie verspottet. Es galt sich zu wehren, es
galt Stiche mit Stichen zu erwidern und nur selten geschah es,
daß die lustigen Streitreden ins Heftige und Ernsthafte ent-
gleisten. So las an einem Abend ein Herr Verse vor, die er
in einer Zeitschrift gefunden hatte, las sie mit offenkundigem
Hohn und wir hörten, ziemlich betroffen, das folgende Ge-
dicht:

„Im ganzen Land war ein Erwarten
Von einem Gast, der niemals kam.
Noch einmal fragt der bange Garten,
Dann wird sein Hoffen langsam lahm.

Und in den seufzenden Morästen
Verarmt im Abend die Allee,
Die Äpfel ängsten in den Ästen
Und jeder Wind tut ihnen weh.“

Auf mich übten diese Verse mit ihrem Verlangen nach
einem neuen Ausdruck starke Wirkung. Ich kannte damals
den Namen Rainer Maria Rilke noch nicht, vernahm ihn auf
meine Frage nach dem Verfasser dieser Verse zum erstenmal,
erhob mich jedoch mit stürmischer Heftigkeit gegen den Spöt-
ter, der denn auch verstummte. Allerdings, die Gerechtigkeit
fordert es, festzustellen, daß dieser Herr während der folgen-
den Jahre innerhalb seiner Grenzen sehr viel gutwilliges Ver-
stehen für die moderne Literatur gezeigt hat.

Durch Hermann Bahr kamen wir einigemale mit dem
Komponisten Adalbert v. Goldschmidt und mit dem Maler
Ferry Beratton in Berührung. Adalbert v. Goldschmidt oder
„Bertie“, wie Hermann Bahr ihn immer rief, war ein großer,
fülliger, imposanter Mensch, dessen schönes, bärtiges und
kraushaariges Haupt an den von uns vielgeliebten französi-
schen Dichter Alphonse Daudet erinnerte. Adalbert v. Gold-

schmidt war sehr reich, war ein Schlemmer, ein Freund der Frauen und seine Gespräche drehten sich weit mehr um die handgreiflichen Genüsse des Daseins als um die Musik. An der Schwelle des Greisenalters stehend, schon ergraut, aber doch als Komponist noch nicht anerkannt, und von seinen Freunden als Mann der Zukunft gepriesen, glich er ein wenig jener komischen Figur aus dem Lustspiel „Die Welt, in der man sich langweilt“, jenem weißhaarigen Schlottergreis, der als „neues Genie“ in den schöngeistigen Salon eingeführt wird. Nur seine noble Haltung, seine weltmännisch-spöttische Art, auch von sich zu sprechen, verwischte so peinliche Assoziationen.

Ferry Beraton, von Hermann Bahr als größter österreichischer Maler propagiert, war ein guter, netter Mensch, im Grund genommen ein armer Teufel, der zu wenig Talent besaß, um sich auch nur annähernd durchzusetzen und den sein Vater denn auch unbarmherzig verkommen ließ. Ferry Beraton ist Jahre später in Venedig gestorben, wie man sagt, am Hunger. Doch eine heitere Episode sei hier festgehalten. Bela Haas, ein Mann, der mit seinem pechschwarzen Bart und Haar wie ein Beduine aussah und der einen schlagenden Witz besaß, hatte im Künstlerhaus das Porträt von Frau Horowitz gesehen, einer Dame, die damals großes Haus führte. Diese Dame, die ein sehr berühmter Maler porträtiert hatte, trug auf dem Bild einen kostbaren Pelzmantel um die Schultern, und Haas meinte: „Ah, das ist der Mantel, den Frau Horowitz immer nach dem Wind dreht.“ Darauf wurde ihm der Salon der Frau Horowitz verschlossen. Ferry Beraton kam nun einmal an den Tisch, sah Bela Haas da sitzen und lachte ihn aus: „Ha'm S' Ihnen wieder amal die Goschen zerrissen! G'schieht Ihnen schon recht, daß S' aussi g'flog'n san!“ Bela Haas sah ihn mit seinen dunklen Mandelaugen tieftraurig an, seufzte und fragte vorwurfsvoll: „Nun? Wer ist mir schuld daran?“ Beraton schrie: „Wer denn, als Ihre böse Goschen?“ Bela Haas wurde noch trauriger und meinte: „Nein, mein Lieber, Sie sind schuld!“ Ferry Beraton perplex: „Wieso denn ich?“ Und ganz zu Tode betrübt erklärte Bela Haas: „Hätten Sie

doch die Frau Horowitz gemalt! Dann hätt' ich nicht gewußt, daß das die Frau Horowitz ist — hätt' nicht gewußt, daß der Mantel ein Mantel ist und wär' heute noch befreundet mit ihr!“

Zeitweilig war Lou Andreas-Salomé in Wien und immer mit uns beisammen. In ihrer Gesellschaft befand sich eine ältere Dame, die Schriftstellerin Frieda v. Bülow. Lou Andreas-Salomé, bekanntlich die Freundin von Friedrich Nietzsche, wie sie viel später auch die Freundin von Rainer Maria Rilke wurde, war eine hohe Erscheinung von eigenartiger sanft gebietender Schönheit, eine adelige Seele und ein königlicher Geist. Die Urteile, die sie abgab, galten uns allen als inappellabel. Auch mit ihr ergab sich aus ihrer Fremdheit und aus ihrer geringen Kenntnis des wienerischen Idioms mancher lustige Zwischenfall. Beim Abendessen im Restaurant fragte sie den Kellner mit ihrer befehlenden, vielleicht ein wenig vorwurfsvoll klingenden Stimme: „Haben Sie eine Drüse?“ worauf der Kellner bestürzt versicherte, während er sich an den Hals griff: „Aber gnä' Frau — i bin ganz g'sund!“ Wir brachten erst nach Längerem heraus, daß Frau Salomé ein Bries zu essen wünschte. Wundervoll war die Ruhe, mit der sie die tollsten Reden des besagten Herrn Plempke hinnahm.

VII.

Wie schon bemerkt, hatten wir uns damals gegen Spott, gegen hämische Zweifel, aber sicherlich auch gegen böswillige Absicht, gegen Mißwollen und gegen glatte Borniertheit zu wehren. Der Abend, an welchem Schnitzlers erstes Schauspiel „Das Märchen“ seine Premiere am Deutschen Volkstheater erlebte, ist uns allen unvergeßlich geblieben. Es war ein arger Durchfall. Doch er wurde von all den vielen Gehässigen, Neidischen und Boshaften verursacht, denen sich hier endlich Gelegenheit bot, an dem schönen, etwas hochmütigen jungen Dichter ihr Mütchen zu kühlen. Natürlich fehlte es nicht an dem üblen, alten Scherz, nach welchem die Dichter behaupten sollten, Schnitzler sei ein guter Arzt und die Ärzte, Schnitzler sei ein guter Dichter. Auch Hofmannsthal, dessen Verse damals die Runde

machten: „Den Erben lass' verschwenden — —“ war die Zielscheibe von härtesten Urteilen, die sich zumeist in humoristische Ausdrücke kleideten. Ein sehr gutmütiger Mann, Bankier und literarisierender Dilettant, kam ins Kaffeehaus, ließ sich stöhnend in einen Sessel fallen und klagte: „Ich kann das nicht mehr ertragen. Überall soll ich erklären, was das zu bedeuten hat, wenn der Erbe das Salböl aus den Händen der toten alten Frau an Adler, Lamm und Pfau verschwendet. Wie soll ich das erklären? Ich geb' mir jede Mühe, — und ich versteh' den Blödsinn ja selber nicht.“ Bei der Premiere von Gerhart Hauptmanns „Hannele“ passierte es, daß ein sehr würdiger alter Herr, ein Großindustrieller und in der Wirtschaft führender Mann, nach der Vorstellung außer sich vor Wut auf mich zutrat und mich anherrschte: „Das ist Eure moderne Kunst? Das? Pfui Teufel!“ Er spuckte wirklich auf den Boden.

VIII.

Im Zimmer bei Arthur Schnitzler oder in der Bibliothek bei Richard Beer-Hofmann waren wir unter uns, waren allein mit allen Gedanken, Plänen, Hoffnungen und Wünschen, die uns unantastbar wichtig blieben. Anfangs kamen wir zumeist am Sonntag vormittag zu diesen Stunden des Beisammenseins. Hofmannsthal verlangte, daß wir erst nach elf uns treffen sollten, „denn ich muß in die Mess“ begründete er sein Begehren. Er ging als Gymnasiast jeden Sonntag mit den andern Schülern ins Hochamt, nahm diesen Kirchengang keineswegs als Pflicht nur, sondern es war ihm ein tiefes religiöses Bedürfnis und seine aufrichtige, seine herzlich nahe Beziehung zum katholischen Christentum, die schon damals in ihm wurzelte, wurde unter uns niemals zum Gegenstand irgendeiner Diskussion.

Etwa zwei, drei Jahre später absolvierte Hofmannsthal sein Freiwilligenjahr in einem adeligen Kavallerieregiment. Nun trug er die Dragoneruniform, wenn er kam. Er hatte auch jetzt die ihm von jeher eigene Freude an Gesetzmäßigkeit, an Ordnung, an Gehorsam und Befehlen, am sinnvollen

Mechanismus des Militärs, an dem tieferen Sinn des Reglements wie der Zeremonien. Es war damals, als er uns in seiner faszinierenden Weise ein Theaterstück entwarf, das von Anfang an nur mit einer bezwingenden Folge von Zeremonien, von pomphaften Auftritten bis ans Ende spannungsvoll anstieg, an welchem Ende der Prinz ein einziges Wort auszusprechen hatte. Bei diesen Zusammenkünften wurden die ersten Werke von Arthur Schnitzler vorgelesen. Der ganze Anatol-Zyklus, Szene für Szene, je nach ihrem Entstehen. Das „Märchen“, später die „Liebele“ und alle Novellen, die Schnitzler damals geschrieben hatte.

Hofmannsthal las seine Dichtung „Der Tor und der Tod“. Während des Sommers, der diesem Werk vorausging, hatte mir Hofmannsthal in einer Laube des Seehotels zu Strobl seinen „Tod des Tizian“ vorgelesen. Und diese erschütternden Verse begleiteten mich dann, als ich im Sturm über den Wolfgangsee heimwärts fuhr. „Liebele“ las Arthur Schnitzler an einem Frühlingsabend bei offenem Fenster. So heftig und schonungslos alle diese Werke von uns kritisiert wurden, es gab sowohl nach dem Anhören von Hofmannsthals „Der Tor und der Tod“, als auch von Arthur Schnitzlers „Liebele“ nur Ergriffenheit und Bewunderung.

Wir sprachen über alles. Über Gott, über die Welt, über die Beziehung zwischen den Geschlechtern, über die Stellung der Eltern zu den Kindern, des Ehemannes zur Ehefrau, über Sport, über Körperübung, über Tanz, über Malerei, über Musik, über die Gesellschaftsordnung, über deren zu erwartenden Umsturz und es gab so scharfe Formulierungen, es gab oft so blendende Sätze in diesen Dialogen, daß Hofmannsthal eines Tages vom Sofa aufsprang, auf dem er gelegen und bei jedem treffenden Wort mit den Beinen gestrampelt hatte, daß er also aufsprang und erklärte, es sei schade, daß diese Gespräche vergessen werden. Man müsse nach dem Beispiel der Goncourts eigentlich Protokoll führen. Das geschah denn auch ein- oder zweimal, aber Gott mag wissen, was aus diesen Protokollen geworden ist und wo sie geblieben sind. Dann fiel es niemandem von uns je wieder ein, diese Gespräche in den

Schnürleib geschriebener Protokolle zu zwängen.

Merkwürdig bleibt mir bis zum heutigen Tage die gedeckte Herzlichkeit, mit der wir untereinander verkehrten und die immer wieder besonders auf mich den Eindruck von Kühle, ja sogar von Kälte geübt hat. Arthur Schnitzler war gegen jede körperliche Berührung, wie das vertrauliche Handauflegen auf die Schulter, überaus empfindlich und ablehnend bis zur Schroffheit. Dennoch duldete er lächelnd, wenn Hofmannsthal gelegentlich in einer Art von Zärtlichkeit mit Schnitzlers schönem, seidenweichem Haar spielte. Eine schier unmeßbare Distanz hat Beer-Hofmann immer gewahrt. Einmal sagte er sogar: „Freunde? Freunde sind wir ja eigentlich nicht — wir machen einander nur nicht nervös.“ Es war eine sonderbare Art schamvoller Zurückhaltung. Wir sind natürlich trotz alledem Freunde gewesen und sind unser ganzes Leben lang miteinander verbunden geblieben.

IX.

In dem Nachtkaffeehaus, das wir oft besuchten, weil ja eine gewisse Verruchtheit damals mit zu dem Gehaben junger Dichter gehörte und weil das Nachtcafé und das Dirnentum, wie wir glaubten, zu dem Inventar des fin de siècle gezählt wurde; in diesem Nachtkaffeehaus, das längst schon verschwunden ist, saß regelmäßig ein noch junger Mann, nachlässig gekleidet, mit hängendem dichten Schnurrbart, dessen Gesellschaft außerordentlich amüsant war. Er hieß Richard Engländer und beschäftigte sich mit dem Verkauf importierter ägyptischer Zigaretten.

Richard Beer-Hofmann lud uns nun eines Tages zu sich und hielt uns eine kleine Ansprache. Er sagte, er werde uns jetzt ein Manuskript vorlesen, dabei gab er sein Ehrenwort, daß er es nicht verfaßt habe und er fügte hinzu, er hätte dem wirklichen Verfasser versprochen, uns gegenüber absolutes Stillschweigen so lange zu bewahren, bis wir uns über das Gehörte geäußert hätten.

Dann las er uns „Seeufer“ vor.

Als er den hellen Jubel sah und hörte, mit dem wir diese

zarte Dichtung empfangen, las er noch eine ganze Anzahl anderer kleiner Prosastücke und wir einigten uns sofort, daß es Meisterwerke seien, von einer neuartigen Schönheit und von einem ganz besonderen Duft.

Wie groß war unser Erstaunen, als uns nun Beer-Hofmann voll Freude mitteilte, der Schöpfer dieser Gedichte in Prosa sei Richard Engländer, der Zigarettenagent aus dem Nachtcafé. Es wurde beschlossen, alle Manuskripte an den Verleger Fischer zu senden, der sich denn auch sofort bereit erklärte, das Buch zu veröffentlichen.

Wir hatten einen Dichter entdeckt: Peter Altenberg.

Nachdruck auch aus-
zugsweise verboten.